



Pandaemonium Germanicum. Revista de
Estudos Germanísticos
E-ISSN: 1982-8837
pandaemonium@usp.br
Universidade de São Paulo
Brasil

Krause, Ana Helena
Uwe Timms Berliner Trilogie Bilanzen von Teilung und Wende in Johannisnacht, Rot und
Halbschatten
Pandaemonium Germanicum. Revista de Estudos Germanísticos, núm. 13, 2009, pp. 1-
24
Universidade de São Paulo
São Paulo, Brasil

Erhältlich in: <http://www.redalyc.org/articulo.oa?id=386641447004>

- Wie zitieren
- Komplette Ausgabe
- Mehr Informationen zum Artikel
- Zeitschrift Homepage in redalyc.org

Uwe Timms Berliner Trilogie

Bilanzen von Teilung und Wende in

Johannisnacht, Rot und Halbschatten

Ana Helena Krause¹

Abstract: In his Berlin Trilogy, Uwe Timm broaches the division of Germany and the Reunification with the novels *Johannisnacht* (1996), *Rot* (2001) and *Halbschatten* (2008). In the first two novels, the memories and experiences told by the characters offer a heterogeneous panorama of the post-World War II period in both the East and the West of the country: *Johannisnacht* shows the chaos across Berlin in 1995 and the difficulties to integrate Eastern and Western Germans. In *Rot*, the failure of socialism accounts for the disappointment by members of the German student movement. In *Halbschatten*, the author focuses on German history before 1945, searching in Prussia's militarist past the causes of the scenery we find in both other novels. The Invalidenfriedhof Cemetery, the oldest in Berlin, appears as a stage of historical events and a place where memory becomes concretely visible: besides uniting the military Prussian elite and important members of the Nazi army with resistance fighters, it was divided in half by the Berlin Wall.

Keywords: Uwe Timm; 20th Century; German Reunification; Literature and Memory.

Zusammenfassung: Uwe Timm thematisiert die Teilung und die Wende in seiner Berlin-Trilogie mit den Romanen *Johannisnacht* (1996), *Rot* (2001) und *Halbschatten* (2008). Bei den zwei ersten bieten die Erinnerungen und Erfahrungen der Figuren ein vielfältiges Panorama der Nachkriegszeit in Ost und West dar: In *Johannisnacht* tritt das Chaos in der Stadt im Jahr 1995 in Erscheinung sowie die Integrationsschwierigkeiten zwischen „Ossis“ und „Wessis“. In *Rot* gehört das Scheitern des Sozialismus in der DDR zu den Enttäuschungen der 68er. In *Halbschatten* konzentriert sich der Autor auf die Deutsche Geschichte vor 1945 und sucht die Ursachen für das Szenario der beiden ersten Romane der Trilogie in der militaristischen Vergangenheit Preußens. Der Invalidenfriedhof, der älteste der Stadt, erscheint als Bühne der Geschichte und als Ort, wo das Gedächtnis konkret wird, denn er hat nicht nur die militärische preußische Elite und mächtige Nazis mit Widerstandskämpfern vereinigt, er wurde auch von der Berliner Mauer geteilt.

Stichwörter: Uwe Timm; 20. Jahrhundert; Wiedervereinigung; Literatur und kollektives Gedächtnis.

Resumo: Uwe Timm tematiza a divisão da Alemanha e o processo de reunificação em sua “Trilogia de Berlim”, com os romances *Johannisnacht* (1996), *Rot* (2001) e *Halbschatten* (2008). Nos dois primeiros, as lembranças e experiências narradas pelas personagens oferecem um panorama heterogêneo do período pós-Segunda Guerra Mundial no leste e no oeste do país: *Johannisnacht* apresenta o caos da cidade em 1995 e a dificuldade de comunicação entre “Ossis” e “Wessis”, enquanto em *Rot*, o fracasso da experiência socialista é parte das desilusões dos velhos ativistas do Movimento Estudantil. Por sua vez, em *Halbschatten*, o autor focaliza a história alemã antes de 1945, buscando no passado militarista da Prússia as causas do cenário

¹ Promovendin in Literaturwissenschaft an der *Pontifícia Universidade Católica do Rio Grande do Sul* (PUC-RS), Stipendiatin des CNPq, mit Forschungsaufenthalt (SWE durch DAAD/CNPq) an der Universität Bonn 2008-2009. E-Mail-Adresse: anahelenakrause@yahoo.com.br

presente nos dois romances anteriores. O Cemitério dos Inválidos, o mais antigo da cidade, aparece como palco de eventos históricos e memória concretamente visível: além de unir a elite militar prussiana e membros do alto comando nazistas a lutadores da resistência anti-hitleriana, ele foi dividido ao meio pelo Muro de Berlim.

Palavras-chave: Uwe Timm; Século XX; Reunificação Alemã; Literatura e Memória.

Die Szenen mit der Menschenmenge vor dem Brandenburger Tor und auf der soeben gefallenen Berliner Mauer, die weltweit auf den Bildschirmen zu sehen waren, sind jetzt schon fast zwanzig Jahre alt. Monate später ging die DDR zu Ende: Ostdeutschland wurde der Bundesrepublik angeschlossen und bald kam es auch zu dem allgemeinen Zusammenbruch des Sozialismus in Europa. Ein langer Integrationsprozess fing an, der die Ungleichheiten zwischen den beiden ehemaligen deutschen Staaten überwinden sollte und 2009 noch immer andauert. Als einst geteilte Stadt war und ist Berlin der Ort, wo sich das am besten beobachten lässt; wo „Ossis“ und „Wessis“ nur wenige Straßen voneinander entfernt lebten, nach dem Mauerfall aber durch eine kulturelle Kluft getrennt waren. Hatten um das Ende der sechziger Jahre einige Menschen in Westdeutschland die Überzeugung, man müsse dem östlichen Modell folgen, so beklagen sich heute viele Bürger der alten Bundesrepublik über die Steuerlast, die ihnen der Wiederaufbau des Ostens immer noch bereitet. Die Teilung und die Wiedervereinigung sind die politischen Ereignisse der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts schlechthin, die das kulturelle Profil Deutschlands prägen.

In seiner Berlin-Trilogie thematisiert Uwe Timm, einer der wichtigsten Erzähler der mittleren Generation in Deutschland (BARNER 1994), die Problematik der Trennung und der Nachwendezeit und greift mit den Romanen *Johannisnacht* (1996), *Rot* (2001) und *Halbschatten* (2008) jedesmal tiefer in die Vergangenheit der Stadt und des Landes zurück. Der Autor, Jahrgang 1940 und von der 68er Generation geprägt, behandelt in seinen Texten eine nationale Geschichte, die anhand von Erinnerungen und persönlichen Lebensbilanzen erzählt wird: So entsteht ein kollektives Bild der deutschen Gesellschaft aus zahlreichen Puzzleteilen, aus vielfältigen Erfahrungen.

Johannisnacht spielt im Juni 1995, als Berlin, das seit der Wende einer großen Baustelle ähnelt, wegen der Verhüllung des Reichstages durch Jeanne-Claude und Christo noch mehr von Touristen überlaufen ist. Der Erzähler, ein Schriftsteller aus München, findet keinen Anfang für einen seiner Texte und fängt an, einen kulturgeschichtlichen Artikel über die Kartoffel zu schreiben. In Berlin sucht er nach

dem Wissenschaftler Rogler, der sein Leben lang die Kartoffel erforschte, erfährt aber, dass dieser vor ein paar Monaten gestorben ist. Er tritt in Kontakt zu dessen Freunden, die dem Erzähler Zugang zu seinen Notizen und einem „Geschmackskatalog“ ermöglichen – einem Versuch, anhand von Kartoffeln eine neue Terminologie für den Geschmack zu entwickeln. Gleich danach streitet der Erzähler jedoch mit einem schlecht gelaunten Taxifahrer, der mit dem Material, somit dem Lebenswerk Roglers, davonfährt.

Auf der Suche nach Informationen über den Kartoffelforscher und nach dem verlorenen Geschmackskatalog begegnet der Erzähler den verschiedensten Personen und hört Eindrücke und Meinungen über die Wiedervereinigung, über die heutige Situation der Stadt und der Menschen, ihr Selbstbild und ihre Vorstellungen von den anderen. Auch beobachtet und erlebt er das gespannte Verhältnis zwischen Ost- und Westberlinern. Frank Thomas GRUB bemerkt in seinem „*Wende*“ und „*Einheit*“ im *Spiegel der deutschsprachigen Literatur*, sich auf *Johannisnacht* beziehend, dass „[d]ie Situation der Vereinigung [...] bei Timm nicht einseitig positiv“ (2003: 415) erscheint. Es werde stattdessen gezeigt, dass die Trennung nach wie vor, allerdings in anderer Form, bestehe.

Die Menschen, die Uwe Timm zu Wort kommen lässt, gehören verschiedenen Gesellschaftsschichten an, so dass sich ein großer Fächer sozialer Stimmen öffnet: Es sind Aus- und Aufsteiger im Szenario der Nachwendezeit; darunter Taxifahrer, Studenten, alte Verkäuferinnen, homosexuelle Friseure, Künstler. Wie es kennzeichnend für die Prosa des Autors ist, eröffnet sich dem Leser durch den polyphonen Diskurs ein breites Panorama. Ebenso weist GRUB auf diese besondere Rolle des Erzählers in *Johannisnacht* hin: Er verspricht, die Realität abzubilden (2003: 414).

Von seinem Freund Kubin, einem Hamburger, der in Berlin lebt, hat der Erzähler den Kontakt zu Rogler erhalten:

Frag diesen Kartoffelforscher, sagte er. Ich hab den Mann mal vor gut einem Jahr auf einer Party kennengelernt. Ein Agrarwissenschaftler, war in der DDR-Akademie, wurde dann abgewickelt. Einer von den gut dreißigtausend, die in irgendwelchen baufälligen Instituten herumhockten und vor sich hin forschten, über so aparte Dinge wie die Geschichte der Sonnenschreiber, oder sie erstellten die Grammatik des Altusbekischen, zählten die Steine der Ruinen von Theben. Wenn sie nicht damit beschäftigt waren, Berichte übereinander zu schreiben. (TIMM 1998: 14-15)

Durch Kubins Aussage bekommt der Leser eine Vorstellung von dem Bild, das viele Westdeutsche über die Wissenschaft in der ehemaligen DDR haben. Es basiert auf der Tatsache, dass die DDR die Kultur und die akademische Forschung sehr gefördert hat. Alles war jedoch gesteuert und kontrolliert, damit niemand das System in Frage stellen konnte. Und da der Staat sämtliche Gehälter garantierte, musste die Forschung nicht unbedingt ertragreich sein – Hauptsache, die Leute waren politisch zuverlässig. Auf diese Weise waren manche Bereiche der Geisteswissenschaften jedoch weniger gefährdet als in der Marktwirtschaft.

Da Rogler schon gestorben ist, kommt der Erzähler nicht dazu, ihn zu interviewen, aber er führt Gespräche mit anderen und verschafft sich anhand der Eindrücke dieser Personen ein Bild. Rosenow, auch ein ehemaliges Mitglied der DDR-Akademie, ist die erste Person, die der Erzähler befragt. Durch ihn erfährt er, dass die Kartoffel für Rogler kein Vorwand war, ohne Aussicht auf Ergebnis „vor sich hin“ zu forschen: Die Erweiterung der Geschmackswahrnehmung sollte der Auslöser einer Kulturrevolution in der DDR sein, wobei sich das Bewusstsein, und nicht nur die Eigentumsverhältnisse, ändern sollte. Nach Rosenow ärgerte es Rogler sehr,

daß in der DDR durch staatlichen Eingriff die Sortenzahl [der Kartoffel] stark reduziert worden war. Rationalisierung durch Vereinheitlichung ist eine ökonomische Bereicherung, im Ästhetischen aber immer eine Verarmung, der Geschmack wird nicht ausdifferenziert. (TIMM 1998: 35-36)

Rosenow erzählt, dass Rogler eine Ausstellung über die Kartoffel vorbereitete: „*Die Kartoffel, Sättigung und Genuss*“ (TIMM 1998: 74). Sie wurde im Osten nicht zugelassen, weil er sich weigerte, sein systemkritisches, nach Öffnung strebendes Konzept zu ändern. Nach der Wende fand er im Westen Sponsoren. Das Projekt scheiterte aber daran, dass es sich um eine Firma handelte, „die Instantknödel und Kartoffelmus in Frischhaltetüten herstellt“ (TIMM 1998: 37) und laut Rogler nur „Einheitsbrei“ produziere: „Den hatten wir schon in der DDR gehabt, wenn auch nicht so gut. Es komme aber gerade darauf an, die einzelne Sorte, ja die jeweils einzelne Kartoffel zu schmecken“ (TIMM 1998: 37). Deshalb wollte er nicht, dass die Firma Reklametafeln aufstellte, denn dies widerspreche dem Sinn der Sache. Rogler hat also in beiden Systemen keinen Erfolg, denn sowohl im Realen Sozialismus als auch in der Marktwirtschaft geht es darum, Profit zu machen, die Konkurrenz zu überholen. Leistungsprinzip und eigentlicher Nutzen sind wichtiger als Ästhetik, die nur interessiert, sofern man damit Geld verdienen kann.

Mehr Auskunft über Rogler bekommt der Erzähler durch den Ehemann der schönen Kulturwissenschaftlerin Annette Bucher, mit der Rogler die Kartoffel-Ausstellung im Westen vorbereitet hatte. Obwohl Bucher, ein Physiker, die Kulturgeschichte als „weiche Wissenschaft“ bezeichnet, bewunderte er die fleißige und übergreifende Arbeit von Rogler. Auch schätzte er die feine Selbstironie des Kartoffelforschers, der in der Lage war, über sein eigenes Bild als „Ossi“ zu lachen, wenn er etwa von seiner Ankunft in New York mit dem riesengroßen Computer erzählte, der von den Amerikanern für eine russische Dechiffiermaschine gehalten wurde. Buchers schick renovierte Altbauwohnung ist voll Renommierstücke, darunter ein vermeintlich echter Lebedev und ein vermutlich originaler Deckstuhl von der Titanic. Es überrascht nicht, dass Roglers Arbeitsmethoden diesem auf Konsum und Technik angewiesenen „Wessi“ überholt erschienen: „Ich wollte Rogler ein Notebook schenken, aber er lehnte ab, blieb bei seinen Karteikarten“ (TIMM 1998: 148). Dass Rogler ein Konsumverweigerer ist, der mit dem herrschenden System nicht klarkommt und in abgetragenen Klamotten herumläuft, verbindet ihn mit dem kompromisslosen Aschenberger aus *Rot*.

Die ehemaligen Mitbewohner Roglers, der Friseur Kramer und der Kulturwissenschaftler Sprangler, tragen zur Bereicherung des ostdeutschen Personals im Roman bei. Der erste behauptet, einmal Ulbricht die Haare geschnitten zu haben, erzählt Witze über „Ossis“ und „Wessis“, schwärmt von Alltagssabotage, verpasst dem Erzähler einen lächerlichen Haarschnitt und erklärt ihm den Stand der Dinge: „Woher kommen Se denn von drüben? München, sagte ich, aber ich denke, drüben gibts nicht mehr. Det jloben nur Sie“ (TIMM 1998: 45). Sprangler, der sich früher mit der Sprache und Kultur von Sinti und Roma in der DDR-Akademie beschäftigte, arbeitet heute als Gärtner und fälscht in seiner Freizeit Gemälde russischer Konstruktivisten (unter anderem von Lebedev), weil es ihm „Spaß macht“. Solche Eulenspiegeleien werden von beiden als Antwort auf die Wende betrachtet – im Fall Spranglers natürlich auch auf den Verlust seines Status, in Kramers Worten: „Nachdem er von euch n Tritt jekriegt hat“ (TIMM 1998: 45).

Sprangler weigert sich, so rasch umzudenken, wie ihm Rosenow geraten hat. Er unterscheidet sich von diesem, indem er sich nicht an die neuen Umstände nach der Wende anpasst und sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser hält. Der Freund habe sich „auf eine geheimnisvolle Weise vorbereitet, daß einmal die Mauer fällt“ (TIMM 1998:

56). Dies erinnert den Leser an das vorherige Gespräch zwischen dem Erzähler und Rosenow, der sich als Aufsteiger in der „mobilen“ westlichen Gesellschaft erweist. Sprangler sagt:

[...] denken Sie bitte nicht, daß ich zu den Nostalgikern des alten Systems gehöre. Ich habe buchstäblich aufgeatmet, als unsere senile Altherrenriege wegdemontiert wurde, aber ich gehöre auch nicht zu den Einvolkjublern. Übrigens war ich in dieser Beziehung mit Rogler durchaus einig. Wir haben uns etwas anderes gewünscht, nicht die Treuhand. Die Voraussetzungen waren dafür nicht schlecht. Ihr Westler seid die Formalisten, wir waren die Informellen, wir waren in diesem ideologisch erstarrten System Pfadfinder, hervorragende Bastler, Improvisatoren. Kleinkämpfer gegen Verordnung und Gängelung, subversive Verweigerer. (TIMM 1998: 61)

Die skeptische Bilanz Spranglers, der weder dem *starren* Sozialismus noch der *formalistischen* Marktwirtschaft vorbehaltlos gegenüber steht, hat jedoch im Roman ein Gegengewicht. Außer Rosenow begegnet der Erzähler zwei anderen, kleineren ostdeutschen Aufsteigern, denen es in der DDR nicht schlecht ging, die jedoch schnell „umgedacht“ haben. Einer der Männer, die an der Verhüllung des Reichstags als Kletterer mitarbeiten, wurde nach der Wende in der Reparatur von Schornsteinen selbstständig und scheint mit der westlichen Arbeitswelt zufrieden zu sein: „Geld stimmt. War früher mal Held der Arbeit, konnte ich mir nur an die Mütze schmieren“ (TIMM 1998: 27). Der Inhaber des Möbellagers, wo der Erzähler wegen Roglers Kartons landet, ein ehemaliger Oberstleutnant der Nationalen Volksarmee, erzählt über seinen Lebenswandel:

Nach der Wende war der Traum aus, mußte das Ehrenkleid an den Nagel hängen. Hab dann die Umzugsfirma gegründet. War mir gleich klar, die Wiedervereinigung bringt hier einiges in Bewegung, Alteigentümer und Neueigentümer kommen, und die Nichteigentümer, die Mieter, gehen. Logistisch hochinteressant. Da haben Umzugsfirmen gute Chancen. Hab sofort einen Kredit bekommen von der Bank. (TIMM 1998: 85)

Obgleich es vielen „Ossis“ gelingt, sich an das für sie neue Gesellschaftssystem anzupassen und sogar Erfolg in ihm zu haben, sind die Ungleichheiten immer noch auffällig. In *Johannisnacht* wird dargestellt, dass der Osten im Allgemeinen für Mangel steht. So gibt es bestimmte Stadtviertel, die noch nicht verwestlicht wurden, wo sich ein größerer Anteil Einwanderer aus ehemals sozialistischen Ländern – Rumänen, Russen, Polen, Vietnamesen – konzentriert und wo sich das am besten beobachten lässt:

Ein älterer Mann mit abgeschabten Plastiktüten wurde von einer weiß-braun gefleckten Promenadenmischung über den Bürgersteig gezerrt. Kugin, der behauptet hatte, die äußeren Unterschiede zwischen Ost und West seien längst verschwunden, kann nie hier gewesen sein. (TIMM 1998: 43)

In seiner „Pilgerfahrt“ durch Berlin hat der Erzähler – es könnte nicht anders sein – Kontakt zu vielen Taxifahrern. Diese äußern ihre Meinung zu dem aktuellen Sachverhalt und da sie bekanntlich viel sehen und hören, liefert ihre Erfahrung ihren Aussagen eine natürliche Autorität. Der erste Fahrer ist damit unzufrieden, dass sich Westberlin so sehr verändert, und überlegt, wegzuziehen: Früher sei die Stadt ein „Sammelpunkt für Aussteiger und Querköpfe“ (TIMM 1998: 19) gewesen, während heute Menschen kämen, die an schnellem Geld interessiert seien. Der nächste ist der Taxifahrer, der sich mit dem Erzähler streitet. Alles fängt damit an, dass sich der Ostberliner negativ über den Wiedervereinigungsprozess äußert. Er ärgert sich darüber, dass der Fahrgast sich nicht gleich willig zeigt, zuzustimmen, als er sagt, die westdeutschen Unternehmen demontierten eigennützig den Ostteil:

Wird alles verhökert nach drüben, sagte er, verstehn Se, allet, kommen her, machen platt.
Na ja, sagte ich.
Wat heißt denn det, na ja. (TIMM 1998: 64)

Die Situation eskaliert, bis der Erzähler samt dem ganzen Rogler-Material – außer dem Kästchen mit dem Geschmackskatalog – aus dem Taxi geworfen wird. Ein dritter Fahrer gesteht, nicht gern nach Ostberlin zu fahren, denn er kenne sich in dieser fremden Stadt, wo die Sitten ganz andere seien, nicht gut aus: „Die Stimmung is, jeder soll ma hübsch bei sich bleiben. Ohne Mauer, det is jut“ (TIMM 1998: 81). Darauf erzählt er einen Witz, nach dem der Unterschied zwischen einem Türken und einem Sachsen darin bestehe, dass der Türke Deutsch spreche und arbeite.

Die „coolen“ Haarstylisten, bei denen der Erzähler versucht, seine verschnittene Frisur reparieren zu lassen, sind nicht überrascht, als sie erfahren, dass „das Unglück“ im Ostteil der Stadt passiert ist. Entweder liegt es an Unfähigkeit: „Die armen Leute. Kein Wunder, daß die ne Mauer bauen mußten“ (TIMM 1998: 164), oder es geht doch um Sabotage: „Wahrscheinlich sind Sie das Opfer eines Racheakts geworden. Ein Haarschnitt, der sich gegen alle Wessis richtet, sozusagen eine symbolische Verstümmelung“ (TIMM 1998: 164). Es steht jedenfalls fest, dass der Erzähler einen grundsätzlichen Fehler begangen hat: „Wie sind Sie überhaupt auf den Gedanken gekommen, drüben zum Friseur zu gehen? Geht doch keiner von hier rüber, höchstens mal ins Theater“ (TIMM 1998: 168). Dadurch wird die Aussage des letzten Taxifahrers bestätigt: Obwohl die Stadt nicht mehr durch eine Mauer geteilt ist, sind Ost- und Westberliner durch andere, noch schwerer zu überwindende Schranken getrennt.

Tina, die ihre Magisterarbeit über die Kartoffel in der deutschen Literatur schrieb und von daher Rogler kannte, spricht auch über äußere Unterschiede. Sie behauptet, die Osteuropäer durch ihren Teint leicht erkennen zu können, selbst wenn sie sich „westlich“ kleideten. Ihre Ernährung sei viel ungesünder gewesen, was sogar literarisch dokumentiert sei. Ein anderer Student, der über die Unterschiede der Berliner Dialektausprägung in Ost und West schreibt, hält es für nötig, seine Forschung zu beschleunigen, denn dort verändere sich „alles [...] in rasender Geschwindigkeit“ (TIMM 1998: 136).

Die Dynamik, die der Sprachwissenschaftler feststellt, und das Chaos, das sie begleitet, entspricht dem Motiv der Johannisnacht, „die ästhetischste Nacht des Jahres“, „in der es [...] kunterbunt zugeht“ und „Verwechlungen, Verkleidungen, Vertauschungen sozusagen zur Tagesordnung gehören“ (TIMM 1998: 193). Die Handlung spielt an den Tagen um den 24. Juni, wenn „sich die Dinge von einer anderen Seite zeigen“ (TIMM 1998: 193). Die Verbindung von Timms Roman mit Shakespeares *A Midsummer Night's Dream* hinge über den Titel hinaus mit „verwickelte[n] Liebesgeschichten“ und „Gattungswechsel[n]“ zusammen, die in beiden Texten vertreten seien, so Stefan NEUHAUS (2002: 111). Tatsächlich gibt es viele Situationen und Figuren der Komödie, die in *Johannisnacht* Eingang finden: Die Verwandlungen der verführerischen Tina, die in Wirklichkeit ein Transvestit ist, und ihre Attraktivität für den Erzähler erinnert an Titanias Leidenschaft für den Eselskopf Bottom; der Beduine Moussa, der bei Buchers wohnt und in den sich beide Ehepartner verlieben, übernimmt die Rolle des indischen Prinzen, Auslöser des Streites von Oberon und Titania; die alkoholischen Getränke, die man dem Erzähler dauernd aufzwingt und die Täuschungen bei ihm verursachen (darunter die Drinks „Roglers Traum“ und „Karibik Traum“), stehen für den Blumennektar, den Puck auf die Augen Titanias und der Athener tropft, damit sie sich in den ersten Menschen verlieben, den sie beim Aufwachen sehen. Der freche Elf kehrt übrigens in der Figur des schwulen Friseurs Puk, eines ausgezeichneten Geschichtenerzählers, zurück.

In der Mittsommernacht sollte auch die Verhüllung des Reichstages vollendet werden, wobei die Dualität Schein vs. Sein – die sich durch den ganzen Roman zieht – ebenso ein wichtiges Element ist. Dass man sich ausgerechnet für dieses Datum entschieden hat, ist kein Zufall, sagt ein Berliner Komponist, den der Erzähler in der Pension kennenlernt und der viel von dieser Verwandlung erwartet: „Danach wird etwas

anderes sein, ich bin überzeugt, daß diese Verhüllung etwas verändert. Das Geheimnis liegt darin, daß etwas anders sein könnte“ (TIMM 1998: 193). Dadurch scheint der Altlinke eine bessere Zukunft für Deutschland zu erhoffen. Er habe beschlossen, ein Requiem für Rosa Luxemburg zu schreiben, das auch für die Stadt gelten solle, nachdem er von Vandalismus an ihrer Gedenkstelle am Landwehrkanal erfahren habe. Die Aktualität von Luxemburgs Denken liege in ihrem Versuch, Gleichheit und Freiheit zu verbinden und das naturgegebene durch das gesellschaftliche Recht zu ersetzen, ohne die Menschen als bloße Masse zu betrachten. Um 68 habe der Komponist ohne Erfolg versucht, die Arbeiter durch Agitprop-Musik im avantgardistischen Stil aufzuklären, heute wisse er:

Es kommt nicht darauf an, politische Botschaften herauszuposaunen, sondern die ästhetischen Voraussetzungen dafür zu schaffen, daß politisches Handeln möglich wird, und zwar so, daß gerade auf Vielfalt und auf die Einmaligkeit des Handelnden insistiert wird. (TIMM 1998: 196)

Diese Überzeugung ist die Grundlage für seine Musik, für die sich jedoch nur sehr wenige Leute interessieren. Die erwähnten Voraussetzungen erkennt man im Verhüllungswerk Christos und Jeanne-Claudes wieder. Und eben das offenbaren auch die Ideen Roglers: Wie Rosa Luxemburg setzt er auf Vielfalt im Ästhetischen und Menschlichen, äußert sich also gegen Reduzierung; er verweist auf die Kluft zwischen Theorie und Praxis; er glaubt, sein Land kann ein besseres werden, so dass ihm schließlich „Revisionismus“ unterstellt wird. Vergleicht man die Rede des Komponisten mit Roglers Notizen, so stellt man fest, dass die kritischen Linken in Ost und West sehr ähnliche Ideen vertraten.

Der Beerdigungsredner, dem der Erzähler nachts am Bahnhof Zoo begegnet und der als Protagonist in *Rot* (mit etwas veränderten Zügen) wieder auftaucht, ist noch ein Vertreter der westdeutschen 68er in *Johannisnacht*. Er hat, wie viele seiner Generation, kein positives Bild vom Sozialismus, wie er in der DDR realisiert wurde. Als er erzählt, dass seine Reden sich an Leute richten, die aus der Kirche ausgetreten sind, fragt ihn der Erzähler, ob sich ihm mit der Wende nicht ein neuer Markt eröffnet habe. Der Mann meint jedoch, die Abkehr von der Kirche im Osten habe nur an der kritischen Haltung der Partei ihr gegenüber gelegen, während es im Westen mit der Steuer zusammenhänge. Jedenfalls würden sich Ost- und Westdeutsche auch in dieser Beziehung nicht mischen.

Jetzt lassen die sich wieder von den geduldigen evangelischen Pastoren begraben. Oder von alten Funktionären. Glauben Sie gar nicht, was da alles aus

den ehemaligen Kadern jetzt als Beerdigungsredner arbeitet. Bietet sich doch auch an, früher zuständig für Agitation und Propaganda, und jetzt den abgeschlossenen Lebenslauf zurechtabiegen. Nee, in den Ostmarkt kommen wir nicht rein. Die Ossis suchen auch in der Aussegnungshalle noch ihren Stallgeruch. (TIMM 1998: 226-7)

Die „Ossis“ gelten, trotz linker Vergangenheit, im Allgemeinen als konservativ. Für die meisten 68er sei die Mehrheit der DDR-Bevölkerung nicht aus Überzeugung sozialistisch gewesen, sondern weil es ihnen vom harten System aufoktroyiert worden sei. Sie sehen einen großen Unterschied zwischen dem angepassten, kleinbürgerlichen Verhalten von Ostdeutschen, die mit der Diktatur der SED kolaborierten, und der kritischen Studentenbewegung, die alles in Frage stellte, als man die bestehende Gesellschaft zwar nicht durch eine neue ersetzen konnte, aber zumindest Diskussionen darüber führen durfte.

Der Ich-Erzähler ist auch ein Alt-68er, der mit den Umgangsformen dieser in Berlin nach der Wende entstandenen Gesellschaft nicht zurecht kommt. Fast alles, was dieser Außenstehende in der Stadt unternimmt, scheitere, weil er nicht in der Lage sei, sich den Situationen und Menschen anzupassen, so Joanne LEAL. Sie verweist auf die Annahme Stephan BROCKMANNs (apud LEAL 2003: 2), dass die deutsche Literatur nach der Wende die Eigenschaft verloren habe, als vermeintliche politische und moralische Autorität über die Realität zu sprechen, somit die Voraussetzungen eines postmodernen Diskurses endlich erfülle. Am Beispiel von *Johannisnacht*, einem Nachwendezeit-Roman *par excellence* von einem Autor, der eher mit dem Kontext vor der Wende verbunden werde, versucht Leal zu beweisen, dass Brockmanns Sicht im Fall von Uwe Timm nicht zutrifft. Die Vielfalt und die Fragmentierung, sowie die Ästhetisierung der Realität, die im Text zutage treten würden, charakterisierten zwar das postmoderne Modell, aber der Autor wolle zeigen, dass es einen alternativen Weg zu dieser Beliebigkeit gibt.

In der postmodernen, dynamischen Stadt Berlin erfülle die Sprache eine andere Funktion als früher, denn zwischen Wörtern/Symbolen und Gegenständen/Ideen bestehe keine unbedingte Entsprechung mehr.² Das verwirre den Erzähler, der noch aus den „guten, alten Zeiten“ (TIMM 1998: 96) komme und immer noch glaube, Sprache habe

² Leal erwähnt zwei solche Fälle: Das T im fünfzackigen Stern auf Tinas T-Shirt ist kein politisches Symbol, wie der Erzähler spontan dachte, sondern nur das Texaco-Logo. Außerdem erweckt das harmlose Wort Kartoffel, das auf der vom Erzähler veröffentlichten Suchanzeige steht, ein Missverständnis bei Waffenschmugglern, die ihn kontaktieren, um ihm Minen anzubieten.

die Funktion, Worte und Dinge in Zusammenhang zu setzen. LEAL behauptet, dass der Protagonist diese neue Ordnung ablehnt, als er die Stadt fluchtartig verlässt. Es ist jedoch immer noch seine politische Weltsicht, gemäß der Literatur ein Instrument sei, die Gesellschaft politisch zu verändern, die ihm die Antwort auf die Frage nach der Bedeutung von „Roter Baum“, den letzten Worten seines Lieblingsonkels, endlich liefere: Es handelt sich nicht um eine Kartoffelsorte, wie er vermutete, sondern um eine Kneipe, wo eine sozialistische Rede gehalten wurde, die sich der Vater des Onkels, gegen Anweisungen seines Chefs, anhörte. Die Geschichte kannte der Ich-Erzähler zwar, hatte sie jedoch vergessen und nur dank eines Liedes („Die Gedanken sind frei“) plötzlich wieder daran gedacht.

Mein Interesse an Uwe Timm geht über *Johannisnacht* hinaus: Die damit begonnene Berlin-Trilogie beschäftigt sich weiter mit der Nationalgeschichte anhand von Erinnerungen und Lebensbilanzen, so dass sich ein roter Faden durch die drei Romane zieht. *Rot*, als 68er-Roman in der deutschen Presse gefeiert (JAHRAUS 2007), spielt im Jahr 1999, als Berlin endgültig wieder die Hauptstadt Deutschlands werden sollte. Das Leben des Protagonisten Thomas Linde spannt sich zwischen der Kapitulation 1945 und der Rückkehr der Regierung nach Berlin: Er wird mit der Bundesrepublik geboren und stirbt mit ihr. Linde ist Beerdigungsredner und muss einen Nachruf auf einen alten 68er-Gefährten, Aschenberger, halten, was sich als unmöglich erweist: Einerseits erfährt er, dass der Freund ein Attentat auf die Siegessäule plante, andererseits hindern ihn Erinnerungen an früher und Selbstbefragungen hinsichtlich der Erfüllung seiner sozialen Rolle, den richtigen Ton für die Abschiedsrede zu treffen. Der Protagonist lebt im ständigen Konflikt zwischen den Idealen von früher und seiner späteren gleichgültigen Haltung gegenüber der a-politischen Konsumgesellschaft. Die Sackgasse wird jedoch dadurch beseitigt, dass Linde bei Rot über die Ampel geht und angefahren wird. Die Narrative, die aus seinen letzten Gedanken im Sterben besteht, setzt eben in diesem Moment an. Im Vergleich zu *Johannisnacht*, wo es hauptsächlich um die ersten, veränderungsreichen fünf Jahre nach der Wende geht, ist bei *Rot* auffällig, dass der Vergangenheit mehr Raum überlassen wird.

Was die Trennung Deutschlands und die Wende anbelangt, wird der Leser vorwiegend mit den Ansichten der ehemaligen Mitglieder der Studentenbewegung konfrontiert. Das Ende der DDR bedeutete für manche, selbst wenn sie gegen die autoritären, oft menschenfeindlichen Methoden der SED-Diktatur protestierten,

immerhin den Verlust der schönen Träume von einer Gesellschaft, wo die Verhältnisse nicht durch das Kapital bestimmt werden: „Mein Vater ist wie ein Fisch ans Land geschleudert worden, 89, die Wende, das war für ihn das Ende“ (TIMM 2001: 53), bestätigt Aschenbergers Sohn.

Doch die neue Generation, die die alten Linken für angepasst und konsumorientiert halten, sieht das anders: Der Autokonzern-Controller Ben stellt die Ideale von Lindes Generation in Frage, indem er sie ironisch mit der Situation in der ehemaligen DDR in Zusammenhang bringt:

Die Welt sollte anders sein – oder etwa nicht?
So wie die nette realsozialistische Zone früher? (TIMM 2001: 169)

Obgleich viele 68er nicht die Illusion hatten, dass der ostdeutsche Sozialismus erstrebenswert sei (Rudi Dutschke, der wichtigste Wortführer der Studentenbewegung, war gerade deswegen in die Bundesrepublik gekommen, weil die Meinungsfreiheit im Osten zu gering war), gab es auch kommunistisch-orthodoxe Gruppen, die die Politik der SED in Ostdeutschland weiterhin befürworteten. Daher wurden die Fehler und das Scheitern des Realsozialismus dieser Generation zur Last gelegt: Schließlich hätten sie gewollt, dass das ostdeutsche System, eine Diktatur, in der Bundesrepublik eingeführt werde.

Der Mord an dem Studenten Benno Ohnesorg im Juni 1967 durch den Polizisten Karl-Heinz Kurras während einer Demonstration in Berlin wird für viele als Auslöser der Radikalisierung der Studenten betrachtet. Nach den Erkenntnissen im Mai dieses Jahres, dass Kurras in Wirklichkeit ein Stasi-Agent gewesen sei, wird das Verhältnis zwischen Studentenbewegung und DDR wieder zur Sprache gebracht. Viele Stimmen glauben, dass die Geschichte anders verlaufen wäre, wenn die Wahrheit damals zum Vorschein gekommen wäre: Die Studenten hätten kein so gutes Bild von der DDR (und kein so schlechtes von der Bundesrepublik) gehabt und vielleicht wäre selbst die RAF nicht entstanden. Der Schriftsteller Peter SCHNEIDER – neben Uwe Timm der repräsentativste Schriftsteller der 68er – behauptet jedoch: „Am wenigsten überrascht [...] wäre wahrscheinlich Rudi Dutschke gewesen“ (2009: 53), der selber die Stasi gefürchtet habe und dessen „DDR-kritische Seite [...] in der westdeutschen Linken nie populär geworden“ sei (2009: 53).

Thomas Linde sowie Aschenberger und die gemeinsamen Freunde Edmond und Krause waren alle in den siebziger Jahren in der DKP. Doch 1999, als die Handlung von

Rot spielt, ist keiner mehr Mitglied der Partei. Bei diesen vier Lebensläufen werden vier verschiedene Erfahrungen der Enttäuschung sichtbar.

Aschenberger war zugleich Kommunist und Pazifist, was nicht lange geduldet wurde, denn der „Klassenkampf [kann] immer auch in einen militärischen münden“ (TIMM 2001: 109) und man müsse bereit sein, zum richtigen Zeitpunkt gegen die „Schweine“ zu kämpfen, also Gewalt mit Gegengewalt zu begegnen. Obwohl Aschenberger aufgrund des Radikalenerlasses verboten wird, in der Bundesrepublik als Lehrer zu arbeiten, wird er eines Tages aus der Partei ausgeschlossen, angeblich weil man ihm unterstelle, ein CIA-Spitzel zu sein, tatsächlich aber, weil er die Politik in der DDR anlässlich der Ausbürgerung Wolf Biermanns kritisiert hat. Linde erinnert sich, dass sie bei dieser Gelegenheit protestiert und eine Resolution unterschrieben hatten, „wozu hier im Westen kein Mut gehörte“ (TIMM 2001: 109). Es folgten Reibungen zwischen ihnen und der Parteileitung sowie der Ausschluss Aschenbergers, der sich jedoch weiter solidarisch verhalten habe. Bis ans Ende seiner Tage ist er seinen Idealen konsequent gefolgt: Er lebte in einer kalten, unbequemen Souterrainwohnung, umgeben von linker Literatur und schlug sich mit politisch geprägten Stadtführungen durch, bei denen er Ausflugsgruppen historisch bedeutsame Orte in Berlin zeigte. Zum Zeitpunkt seines Todes galt seine größte Enttäuschung jedoch nicht dem Kommunismus oder der misslungenen Erfahrung dieser Ideologie in Ostdeutschland, sondern der gleichgültigen Gesellschaft der neunziger Jahre, in der er eine Remilitarisierung witterte. Die immer häufigeren Auslandseinsätze der Bundeswehr beunruhigten ihn, denn er sah darin alle Voraussetzungen für die Wiederholung des Szenarios von 1933. Deshalb sei es nötig, ein Zeichen zu setzen, indem man ein hässliches, militaristisches Nationalsymbol wie die Berliner Siegessäule in die Luft sprengte.

Beschließt der um 1968 pazifistische Aschenberger, den Weg der Gewalt (wenngleich nur gegen Sachen) einzuschlagen, so steht das Leben des einst linksextremen Edmond, Gründers der „Romanistischen Roten Zellen“, im völligen Widerspruch mit seinen früheren Ideen. Lange vor seinen Rotweinmillionen hat er irgendwann festgestellt, dass die Revolution auch voller Widersprüche ist. Anlässlich eines Nicaragua-Aufenthaltes habe er gesehen, wie die *Comandantes* bei einer Nationalfeier von schönen jungen Frauen begleitet waren, während er, der nicht weit entfernt von ihnen saß, von Leibwächtern rausgeschmissen wurde, ohne Fragen stellen zu dürfen: „Fragen war Majestätsbeleidigung. [...] So früh sind die Revolutionäre

verkommen. Hatten Macht, und Macht macht geil. Und für diese Säcke haben wir uns den Hintern aufgerissen“ (TIMM 2001: 414). Was die DDR betrifft, verteidigt er Honecker – „ein kleiner, mieser Bürokrat“, der aber „den Sozialismus verteidigen“ (TIMM 2001: 389) wollte, ein Sozialismus, der an einem „nicht auflösbar[n] Widerspruch“ gescheitert sei: Gleichheit und Freiheit seien nicht zusammen zu bringen.

In Ostdeutschland fehlte es zwar an Freiheit, so dass die Bürger die Partei nicht kritisieren und Intellektuelle auf die Widersprüche nicht hinweisen durften. Im Westen hingegen war es der Mangel an Gleichheit, gegen den sich die Studenten auflehnten. Zugleich ermöglichte aber gerade dieser Mangel Edmond, ein Vermögen zu erwerben, während es vielen Menschen in anderen, ärmeren kapitalistischen Ländern wirtschaftlich schlechter ging.

Ein weiterer Vertreter dieser Generation in *Rot* ist ein Deutschlehrer, der Protagonist des ersten Romans von Uwe Timm. In *Heißer Sommer* (1974) politisiert sich der am Anfang ziemlich gleichgültige Germanistikstudent Ullrich Krause allmählich, in einem Lernprozess, der an einen Bildungsroman erinnert: Er wird Mitglied des SDS, bricht dann das Studium ab und beginnt, in einer Fabrik zu arbeiten, später tritt er der DKP bei, um sich schließlich zu entscheiden, den von Rudi Dutschke so oft propagierten „Marsch durch die Institutionen“ als Lehrer zu unternehmen. Er taucht in *Rot* wieder auf, als Linde und seine Freundin einen kleinen Ausflug außerhalb Berlins machen, nach einer kleinen Stadt, wo Krause mit seiner Frau wohnt und an der Schule tätig ist. Von den 16.500 Einwohnern von Anklam seien dreißig Prozent Arbeitslose. Dass dieser „Westler“ freiwillig dahin zieht, um sich mit den realen Lebensbedingungen der Ostdeutschen zu solidarisieren, hängt mit seiner Bilanz der Studentenbewegung und der DDR zusammen: „Hab doch immer den realen Sozialismus verteidigt, [...] das ist jetzt so was wie eine Korrektur, nein, Buße, um vor Ort die Vorurteile abzubauen, alte wie neue, positive wie negative“ (TIMM 2001: 330).

In den siebziger Jahren fuhr die damalige Frau von Thomas Linde einmal mit einer Delegation der Kommunistischen Partei nach Ostdeutschland, um zu sehen, dass „Der Sozialismus [...], weil die Produktionsmittel verstaatlicht waren, dem Kapitalismus geschichtlich um eine Epoche voraus [war], jedenfalls im Prinzip“ (TIMM 2001: 263). Obwohl die Gruppe Sympathisanten äußerst gut aufgenommen worden sei, zeigte sich sehr deutlich, dass das Profil der meisten westdeutschen Linken eher einen Gegensatz zu der Weltsicht der Genossen im Nachbarland bildete: Der Unterrichtsstil erschien

einem Lehrer so autoritär, dass er an die Nazizeit habe denken müssen. Auch was Mode und Aussehen angeht, habe es schon damals Unstimmigkeiten gegeben, als ein „kommunistischer High-Society-Friseur aus Hamburg“ die Ehefrau eines SED-Politikers durch eine Frisur „westlich verstümmelt“ (TIMM 2001: 264) habe. Doch die endgültige Desillusionierung kam für den Erzähler mit dem Prozess gegen den ehemaligen Generalsekretär der SED, Erich Honecker, bei dem er Anfang der neunziger Jahre zum Teil anwesend war. Bei dieser Gelegenheit lernte er eine Lehrerin aus der ehemaligen DDR kennen, die ihm ihre Lebensgeschichte erzählte: Sie habe ihre Arbeit verloren und sei sogar inhaftiert worden, weil sie mehrere Versuche unternommen habe, die Tochter, die einst in den Westen geflüchtet sei, in Hamburg zu besuchen. Plötzlich stellt er fest, dass er zur Zeit seiner Mitgliedschaft in der DKP, obwohl man häufig von Rechtsverletzungen in der DDR erfuhr, eben über solche Lebensläufe hinweg sah. Linde, der schon seit Jahren nicht mehr aktiv in der Partei ist, sieht diesen Moment als Zäsur seines politischen Daseins:

Das war für mich die Ablösung, erst jetzt, gute zehn Jahre, nachdem ich mein Parteibuch nicht turnusmäßig umgetauscht hatte, also ausgetreten war, hatte ich mich endgültig verabschiedet. Etwas war zu Ende gegangen, etwas Neues würde beginnen. (TIMM 2001: 410)

Ein paar Jahre später jedoch taucht er in eine Lebenskrise ein. Die Gewissheit des Absurden und des Sinnlosen im Leben und Tod, die so viele in den modernen Konsumgesellschaften durch Unterhaltungsmöglichkeiten aller Art verdrängen, suchen ihn nicht zuletzt wegen seines Berufes heim. Linde beschließt daraufhin, „Ballast abzuwerfen“, menschlichen wie materiellen, also von allem eine gewisse Distanz zu bewahren und das Wort Hoffnung aus seinen Reden (und aus seinem Leben) zu streichen. Aber er „hat sich durchaus noch einige [...] Utopien bewahrt“ (JAHRAUS 2007: 174) und als der politisch engagierte Aschenberger wieder auftaucht, erinnert sich Linde an das eigene frühe Engagement. Die selbst-eingeredete Gleichgültigkeit treibt ihn in eine weitere Krise und löst somit einen Konflikt aus. Es kann nur daran liegen, dass er den Kontakt zum Politischen, seiner bisherigen Orientierung, verloren hat, wie Joanne Leal bei dem Erzähler von *Johannisnacht*, auch einem 68er, feststellt. Allerdings kann der Protagonist von *Rot* diese zweite Krise nicht überwinden, so dass sie in seinen Tod mündet. Lindes Widersprüche und Probleme sind offenbar generationsbedingt.

Die Kulturwissenschaftlerin Aleida Assmann bezieht sich gern und oft auf Wilhelm Pinder, der in den zwanziger Jahren das Zusammenleben verschiedener

Generationen als „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ (PINDER apud ASSMANN 2006: 18) bezeichnet hat, zumal die gleich erlebte Zeit von Verschiedenaltrigen als andere Zeit wahrgenommen wird. Obwohl sich in *Johannisnacht* die Deutschen prinzipiell in die Kategorien „Oassis“ und „Wessis“ einordnen, ist die Generationenabgrenzung unter den Westdeutschen schon zu erkennen: Außer den 68ern – dem Erzähler, dem Komponisten, dem Beerdigungsredner –, die ihr Dasein und die Welt als Politikum begreifen, treten auch Angehörige der vorangegangenen Generation auf, die noch Kriegserinnerungen haben, wie die Verkäuferin vom Lebensmittelgeschäft und die alte Frau, mit der der Erzähler in der S-Bahn fährt, während die neue Generation, vertreten von Tina und dem deutsch-amerikanischen Studenten, für eine Abkehr vom Politischen und für die Mediatisierung von zwischenmenschlichen Beziehungen steht.

In *Rot* hat die generationelle Bestimmung eine zentrale Bedeutung. Die ab den sechziger Jahren Geborenen spielen eine noch wichtigere Rolle als im vorherigen Roman, indem sie ein Gegengewicht zu den 68ern bilden. Die Eltern der Letzteren sind ebenfalls als sehr deutlich konturierte Generation zu erkennen, nämlich die, die das Land nach dem Krieg wieder aufgebaut hat. Der Dialog zwischen der Generation des Erzählers und dem Nachwuchs findet vor allem dadurch statt, dass seine zwanzig Jahre jüngere Freundin, die Lichtdesignerin Iris, ständig Fragen über seine Vergangenheit stellt, wobei er ihr außer vielen Anedokten die Träume und Ziele der Studentenbewegung erzählt. Allerdings will und kann sie seine Ansichten nicht teilen: Die schöne, lebenslustige Aufsteigerin hat sich den beruflichen Erfolg schwer erkämpft, erstellt ihren eigenen Markt durch gut ausgewählte soziale Kontakte und Selbstmarketing, im Gegensatz zu dem Beerdigungsredner, der zwar aus gutbürgerlichen Verhältnissen stammt, aber, statt an der eigenen Karriere zu arbeiten, sich sein ganzes Leben mit kurz befristeten Jobs durchgeschlagen hat. Wie OLIVER JAHRAUS schreibt: „Er richtet sich ein, aber er etabliert sich nicht“ (2007: 174).

Auf der Rückfahrt von Anklam haben Linde und Iris eine Meinungsverschiedenheit, als sie ihm ihren negativen Eindruck von der Stadt gesteht: „deprimierend, dieser Osten“ (TIMM 2001: 331). Er erwidert bitter, deprimierend sei der Westen, wo der Wert des Menschen von dem, was er besitzt, abhängt und wo das Alte, ohne untauglich geworden zu sein, erbarmungslos durch Neues ersetzt wird. Die Beziehung scheitert also nicht nur an dem Tod Lindes: Obwohl sich Iris für seine

Vergangenheit interessiert, was an ihrer Liebe für ihn liegt, kann sie den Freund nicht verstehen, denn beide vertreten grundsätzlich unterschiedliche Werte und Weltsichten. Während sie für den Schein und die Oberfläche, für Körperlichkeit, für das Licht und die Erneuerung steht, hängt er an der Essenz und der Tiefe, am Idealen, an der Dunkelheit und an alten Sachen, die Bedeutung und Geschichte in sich bergen.

Iris hat eine Freundin, eine türkische Zahnärztin, die kommunistisch ist und Linde ideologisch viel näher steht. Das macht Iris eifersüchtig: Sie fühlt sich ausgeschlossen, zumal sie dem Verein der „Weltverbesserer“ nicht selber angehört. Während der häufigen Gespräche über Politik und Gesellschaft, in Anwesenheit Bens und Iris', erkennt Linde in Nilgün seine eigene Empörung vor zwanzig, dreißig Jahren wieder. Wenn von dem Scheitern des Sozialismus die Rede ist, äußert sie den Glauben, dass das keine endgültige Niederlage sei: „Man muß neu anfangen, lernen aus den Fehlern“ (TIMM 2001: 169). Auch unter den Jüngeren gibt es also Menschen, die sich für eine gerechtere Welt einsetzen, aber im Fall Nilgüns eben solche, die in keiner Wohlstandswirtschaft wie der Bundesrepublik geboren wurden. Die meisten Angehörigen der jungen Generation in Deutschland gelten als a-politisch und, wenn nicht gleichgültig, so zumindest hilflos und nicht als Gruppe artikuliert, wie es die Jugend in den sechziger und siebziger Jahren gewesen ist.

In dem Roman *Halbschatten*, den Uwe Timm als letzten Teil seiner Trilogie angekündigt hat, nimmt die Gegenwart nur noch einen geringen Teil der Handlung ein: Sie wird auf den Erzählrahmen reduziert. Der Autor greift diesmal bis in die deutsche Geschichte des 19. und 18. Jahrhunderts zurück und sucht sich dafür ein aussagefähiges Theater, den Invalidenfriedhof, den ältesten Berlins: „An diesem Ort [...] liegt die deutsche, liegt die preußische Geschichte begraben, jedenfalls die militärische“ (TIMM 2008: 9).

Dort treffen sich ein Stadtführer und ein Mann, der Erzähler, der besonderes Interesse an einer hier bestatteten Frau, der Fliegerin Marga von Etzdorf, hat: Die 1907 in Berlin Geborene nahm sich 1933 in Syrien das Leben, was bei dem Erzähler Fragen nach ihren Gründen hervorruft. Während er und der „Graue“ die Wege des Friedhofes ablaufen, hören sie die Stimmen der Toten, einer Mischung aus preußischen und nationalsozialistischen Militärs mit Widerstandskämpfern, die über ihr jeweiliges Leben vor sich hin reden. Margas Geschichte wird von ihr selbst und von Amandus Miller erzählt. Miller war ein Schauspieler, der während des Zweiten Weltkrieges Soldaten an

der Front unterhielt und ebenfalls auf dem Invalidenfriedhof begraben liegt. Er lernte Marga 1931 in Hiroshima kennen, als sie als erste Frau alleine von Europa nach Japan geflogen war und bei dem deutschen Konsul Christian von Dahlem die Nacht verbrachte: Nur durch einen dünnen Vorhang getrennt, erzählten sie und Dahlem im Halbschatten einander ihr Leben. Marga verliebte sich in ihn. In der darauffolgenden Zeit erleidet die Fliegerin einige Unfälle, bis ihre kleine Maschine *Kiek in die Welt*, in die sie ihr ganzes Kapital investiert hatte, zu Schrott wird. Ohne Flugzeug und ohne Geld ersuchte sie Dahlem um Rat. Er setzte sie in Kontakt mit einem Waffenproduzenten, einem Mitglied der Hitler-Regierung, der Marga für ihr neues Unternehmen, einen Australien-Flug, eine Maschine zur Verfügung stellte. Diesmal ging es um ein Propagandaprojekt für die „nationale [...] Erhebung“ (TIMM 2008: 232). Auf dem Weg sollte Marga potenziellen Käufern in Syrien eine Maschinenpistole zeigen sowie mit einer Kamera Aufnahmen von strategischen Anlagen entlang der Strecke machen. Beim Abschied hatte sie von Dahlem die Bestätigung erhalten, dass er sie nicht liebte: Er würde mit einer anderen Frau nach Mexiko ziehen. In Syrien erlebte sie ihre dritte Bruchlandung, diesmal wegen eines dilettantischen Fehlers, und erschoss sich Minuten später. Die Lebensgeschichten von Miller und Dahlem dauerten bis zum Zweiten Weltkrieg fort, wo jeder von ihnen verschiedene Rollen spielte.

Die gegenwärtige Zeit, als der Erzähler und sein Begleiter über den Friedhof laufen, hat keine größere Bedeutung; es könnte ebenso gut 1999 wie 2008 sein, denn der Schwerpunkt liegt auf der Vergangenheit, auf den Existenz von denjenigen, die auf dem Invalidenfriedhof begraben sind, auf ihrer Teilnahme an der deutschen Geschichte. Keiner von ihren Lebensläufen überschreitet das Jahr 1945, als die letzten Toten dort bestattet wurden: „Ende April, also ein paar Tage vor Kriegsende, hat die Gestapo noch Widerstandskämpfer erschossen. Die Leichen lagen in den Trümmern und wurden Tage später hier begraben“ (TIMM 2008: 73).

Die verschiedenen Zeitschichten, die nirgendwo anders besser als auf einem Friedhof vertreten sind, verweisen auf die Formel der ungleichzeitigen Gleichzeitigkeit beim Zusammentreffen verschiedener Generationen und betonen, dass „auf konzentriertem Raum [...] Geschichte immer schon geschichtet als Resultat wiederholter Umformungen, Überschreibungen, Sedimentierungen [ist]“ (ASSMANN 2007: 111-112).

Weitere historische Schichten auf diesem von der preußischen Vergangenheit geprägten Friedhof sind die Teilung Deutschlands und die Wende. Anders als in

Johannisnacht und *Rot*, wo diese Ereignisse durch die Lebensberichte der Figuren zum Vorschein kommen, stellt sie der Autor in *Halbschatten* auf eine andere Ebene, bei der sie eine eher szenische als erzählerische Funktion erfüllen: Sie werden also nicht episodisch dargestellt, sondern sind materiell in diese Fläche Berlins eingraviert, werden im Konkreten, Räumlichen sichtbar. Der Friedhof ist als Bühne zu betrachten, worauf das Drama der Geschichte gespielt hat. Als Gedenkstätte unter Denkmalschutz erlebt er eine Umformung ihrer ursprünglichen Funktion und eine Sedimentierung neuer Inhalte:

Unmittelbar vor ihrem [Marga von Etzdorfs] Grab verlief die Berliner Mauer. (TIMM 2008: 74)

[...] alte Grabsteine, viele durch Einschüsse und Bombensplitter beschädigt [...]. Früher war der Friedhof militärisches Sperrgebiet. Die Mauer, die Ost und West teilte, verlief am Ufer des Kanals. Hinter der Mauer waren die Grabsteine für ein freies Schussfeld entfernt und ein Sandstreifen aufgeschüttet worden [...]. Die Spuren sollten Flüchtende verraten. Einige der umgeworfenen Grabplatten waren mit Holzplanken bedeckt worden, hier patrouillierten die Grenzsoldaten [...]. Dann fiel die Mauer [...] und nach der Vereinigung von Ost und West war auch dieser Friedhof wieder zugänglich. (TIMM 2008: 7-8)

Aleida ASSMANN schreibt, dass die Berliner Mauer „im Zeitalter des Kalten Krieges zur Mitte Deutschlands, Europas und einer zweigeteilten Welt wurde“ (2007: 132). Der Invalidenfriedhof kann insofern als Metonymie von dieser Teilung gesehen werden, denn er selbst wurde durch die Mauer geteilt. Dort starb auch der erste Mensch beim Fluchtversuch vom Osten in den Westen (TIMM 2008: 74). „Der Graue“ scheint zu vermuten, dass das durchaus heterogene Profil des Friedhofes kein Zufall ist, sondern mit etwas wie einer eigenen Identität zusammenhängt, die keine andere als die verschiedenartige Vergangenheit der deutschen Nation ist.

Ist es Zufall, dass an diesem Ort, dem Invalidenfriedhof, wo all die Militärs liegen, die letzten Kämpfe stattfanden? Dass er zerstört, später durch die Mauer getrennt wurde? Alles hat sich hier versammelt, die Schlachtenlenker, die Helden der Lüfte, die Widerstandskämpfer, Reaktionäre und Reformer, Demokraten und Nazis. (TIMM 2008: 73)

Viele vereinigten sich unter dem gemeinsamen Boden und unter einem gemeinsamen Nenner: Der frühere „Heldenfriedhof“ sei in Wirklichkeit „ein Ort der Gewalt“ (TIMM 2008: 74). Entweder wurden diejenigen, die dort liegen, umgebracht oder sie haben andere zuvor getötet oder aber haben selbst, wie es im Fall Marga von Etzdorfs zutrifft, Selbstmord begangen. Mit dieser Idee wiederholt sich in *Halbschatten* ein Muster, das bereits in *Johannisnacht* vorkommt und in *Rot* noch stärker auftritt: Es

gibt bestimmte Orte, die ein „Schnittpunkt vieler geschichtlicher Linien“ (TIMM 2001: 306) sind, wie der Reichstag, die Siegessäule und eben der Invalidenfriedhof. Durch inhaltliche Gestaltung bzw. ästhetische Bearbeitung erhalten Nationalsymbole eine neue Bedeutung und werden zu Gedenkstätten. Sie bekommen ein eigenes Gesicht und erwachen von bloßem, unbeweglichem Raum zu Leben, bewegen also selbst etwas, und zwar unsere Sensibilität, unsere Erinnerung.

So deutet der verhüllte Reichstag in *Johannisnacht* auf die Verwandlung Deutschlands, die einer historischen Zäsur wie der Wiedervereinigung folgt und die Hoffnung auf Neues, Besseres birgt. Nichts anderes hatte Aschenberger mit der Sprengung der Siegessäule vor: „Als Ruine soll sie an die ruinöse deutsche Geschichte erinnern und zugleich Mahnung sein“ (TIMM 2001: 104). Thomas Linde hat begriffen, was der Freund im Sinne hatte: ein „Verschönerungsprogramm [...], so wie auch die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche durch ihre Zerstörung verschönert wurde“ (TIMM 2001: 363). Es stellt sich das Problem, woran und wie erinnert werden soll; das Problem also, dem Assmann anhand der umstrittenen Debatten um das Berliner Stadtschloss nachgeht.³ Wer den Invalidenfriedhof nicht kennt, kann sich jetzt spontan vorstellen, was zu den so vielfältigen Gräbern am besten als „historische Dekoration“ (TIMM 2008: 255) passt und tatsächlich da ist:

Nach der Wende wurde die Mauer abgerissen, jetzt ist, zu Füßen von Marga von Etzdorf, ein Stück der Mauer wieder aufgebaut worden. [...] keine drei Meter entfernt, blickt sie sozusagen auf dieses Mauerstück. (TIMM 2008: 74)

Die fernere und nähere Vergangenheit sowie die Gegenwart des Landes ist für Uwe Timm – wie die Romane seiner Trilogie – als Zusammenhang zu verstehen. Deshalb wird der Leser auch Thomas Linde und Aschenberger im Invalidenfriedhof begegnen und Hinweise und Bestätigungen über diese Figuren erhalten. Beiden soll der Invalidenfriedhof nur ein Ort für den Durchgang sein, denn dort habe niemand mehr Platz. Linde „wandelt hier noch ein wenig herum“ (TIMM 2008: 65) und friert, weil er eigentlich noch im Kühlfach liegt. Aschenberger, erst seit zehn Tagen tot, ist auch noch im „Zwischenreich“. Der Graue erzählt etwas über den Verstorbenen und stellt die

³ Als *Geschichte im Gedächtnis* erschien, stand noch nicht fest, ob der Palast der Republik zugunsten des Projekts für den Wiederaufbau des Berliner Stadtschlosses tatsächlich abgerissen werden sollte. Assmann listet die Argumente für die Rekonstruktion des preußischen Baus und die für die Erhaltung der DDR-Volkskammer auf, die schließlich entfernt wurde.

Verbindung zwischen dem Nationalsymbol, das er zerstören bzw. umdeuten wollte, und dem Invalidenfriedhof her:

Er wollte ein Symbol sprengen, das seine Bedeutung auch von hier, von diesem Ort, von den hier Versammelten bekommt. Die Siegessäule. Sprengen wollte er sie, wegen ihrer Verherrlichung von Gewalt und Krieg (TIMM 2008: 92).

Aschenberger behauptete, die militärisch-nationalistische Symbolik der Siegessäule sei an beiden Weltkriegen schuld. Eine ähnliche Rolle spielt der Invalidenfriedhof: Als Ort, wo seit dem 18. Jahrhundert Gewalt und Krieg verherrlicht werden, enthält auch er, mit seinen prächtigen Gräbern zu Ehren preußischer und nationalsozialistischer „Kriegshelden“, die Keime der Gewalt, nämlich ein militaristisches Nationsbild, das zu Blutvergießen führte.

Aber warum hat sich Marga von Etzdorf erschossen, warum liegt sie „unter all diesen Männern, diesen Militärs“ (TIMM 2008: 9)? Nach den überlieferten Tatsachen wollte sie sich die Schmach ersparen, nach dieser dritten Bruchlandung ihre Fliegerkarriere abschließen zu müssen, doch durch Timms Fiktion hat der Erzähler die Chance, neue Antworten auf die erste Frage zu erhalten, denn die Fliegerin und der Kabarettist Miller schließen historische Lücken mit neuen „Informationen“. Die Tote spricht über ihre Gefühle und Wünsche, so dass sich zum Schluss zwei andere mögliche Gründe ergeben. Der Friedhofsführer und sein Begleiter vermuten, dass es an unglücklicher Liebe gelegen haben kann, aber der Erzähler wünscht sich, dass sich die 25jährige, ihre Zusage auf den Spionageauftrag für die Nazis bereuend, das Leben genommen hätte, um ihre Ehre zu retten:

Nein. Es war Stolz. Würde. Etwas, was mehr und mehr verloren geht. Ein Beispiel geben. Beispielhaft für sich selbst, zugleich auch für andere. Etwas, was uns empört, etwas, was wir nur mit dem Letzten, dem Äußersten deutlich machen können. Was jeden Kleinsinn in Frage stellt. Die radikale Freiheit in Anspruch nimmt, Ich zu sein. Die Größe in der Selbstbestimmung (TIMM 2008: 245)

Die Wolkensammlerin, die uns Timms Roman vor Augen treten lässt, hatte das Fliegen als Kriegsmanöver verabscheut und war für sich selbst geflogen, sie gehört also nicht an den „Ort der Gewalt“. Ihr Suizid ist vielleicht ein Zeichen, dass sie sich eben dieser Gewalt entziehen wollte, dass sie die Freiheit nicht aufgeben wollte, ihre Luftlinie im Leben selbst zu bestimmen.

Auch in *Rot* wird der Tod des Protagonisten von einer politisch-existentiellen Sackgasse verursacht. Zwar heißt es nicht offensichtlich, Thomas Linde habe sich das

Leben genommen, doch man kann vermuten, dass er seinen „nicht auflösbaren Widersprüchen“ zwischen den alten Idealen und den heutigen Zwängen nach Anpassung – u.a. Iris’ Schwangerschaft – erlag.

Johannsnacht, *Rot* und *Halbschatten* sind durch ihre Mehrstimmigkeit verbunden. Sie ist nicht nur in mehreren Ebenen des Erzählten als Kompositionsprinzip zu finden, sondern stellt sich auch als epistemologischer Literaturansatz des Autors heraus. Verschiedene Stimmen äußern verschiedene Standpunkte über die gleichen Sachverhalte: Ost- und Westdeutsche, Ältere, Jüngere, Frauen, Männer, Ärmere, Reichere, Handwerker, Intellektuelle, Politiker, Unternehmer, Opportunisten, Aussteiger, Opfer, Täter, Tote, Lebende bieten einen möglichst breiten und umfassenden Überblick an.

Das spiegelt sich ebenfalls im Verständnis der Tätigkeit des Autors als Prozess wider. Ein Beispiel ist, dass Timm seine Leser mit nicht-literarischen Diskursen konfrontiert: Seit seinem Erinnerungsroman *Am Beispiel meines Bruders* (2003) zieht er Briefe, Zeitungsartikel, wissenschaftliche und historische Dokumente sowie sonstige Berichte heran, was eine textuelle Hybridität in sein Werk einführt. Seine letzten Bücher, *Der Freund und der Fremde* (2005) und *Halbschatten*, enthalten einen Anhang mit Literaturquellen. So entfernt sich Uwe Timm vom Bild des Autors als Autorität, der die Gesellschaft durch exzessionelle Fähigkeiten belehren oder durch sein instinktives Gefühl deuten kann. Stattdessen vereinbart der Autor die Funktion des Künstlers, der seine Umwelt mit kreativen Anstößen versorgt, mit der eines Forschers, der nicht isoliert arbeitet, sondern gemeinsam mit anderen die historischen und gesellschaftlichen Zusammenhänge seiner Epoche zu begreifen versucht.

Wilfried Barner schrieb in seiner *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*, dass Uwe Timm seine anfängliche Position der 70er Jahre konsequent weiterentwickelt habe: Noch immer lehne er die um ihrer selbst willen experimentelle Literatur ab, setze sich vielmehr für einen subjektiven Realismus ein, der Einsichten in die gesellschaftlichen Verhältnisse ermögliche. Statt jedoch an der Studentenbewegung hängen zu bleiben, habe der Autor „neue Stoffschichten aufgearbeitet, an deren Widerständen sich seine Protagonisten reiben [...]“ (BARNER 1994: 605), und seine Darstellungsmittel vielfältig variiert.

Daran schließt Andreas Kilb an, der „in Timms Schaffen [...] einen Motivstrang [erkennt], der schnurgerade auf ‚Halbschatten‘ zuführt“ (KILB 2008), selbst wenn viele

gedacht hätten, dass sich der Chronist der Studentenbewegung für „alles Militärische, Kriegsgeschichtliche, Heldengedenktagshafte“ (KILB 2008), was im letzten Roman auftritt, niemals interessieren würde. Die Geschichtsrecherche läge jedoch schon *Morenga*, *Die Entdeckung der Currywurst* und zuletzt *Am Beispiel meines Bruders* zugrunde. Kilb stellt Timm noch andere 68er gegenüber, die im Jubiläumsjahr 2008 eher zu verklärenden Rückblicken neigten, während sich der Autor von *Halbschatten* einer Vergangenheit zuwende, die „man nicht verklären, sondern immer nur aufs Neue enträtselfn kann“ (KILB 2008).

Die undogmatische Haltung Timms lässt Gesellschaft und Geschichte nicht als etwas Vorgegebenes oder Homogenes auftreten, wie es im historischen Roman in auktorialer Perspektive der Fall war. Sie werden stattdessen als Konstrukt, als Ergebnis von verschiedenen Lebensbilanzen und entsprechenden Diskursen aufgefasst. All dies verleiht dem Autor seinen postmodernen Status, der das Politische keinesfalls ausschließt – im Gegenteil: Gerade darin besteht der Schlüssel zu progressiver politischer Reflexion, denn ohne die ästhetischen Voraussetzungen ist die politische Handlung nicht möglich.

Literaturverzeichnis

ASSMANN, Aleida. *Generationsidentitäten und Vorurteilsstrukturen in der neuen deutschen Erinnerungsliteratur*. Wien, Picus, 2006.

ASSMANN, Aleida. *Geschichte im Gedächtnis*. München, C. H. Beck, 2007.

BARNER, Wilfried (Hrsg.). *Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart*. München, C. H. Beck, 1994.

GRUB, Frank Thomas. „Wende“ und „Einheit“ im Spiegel der deutschsprachigen Literatur. Berlin, de Gruyter, 2003.

JAHRAUS, Oliver. Totenrede und Roman. Zu Medientheorie und Erzähltechnik in Uwe Timms *Rot*. In: MARX, Friedhelm (Hrsg.). *Erinnern, Vergessen, Erzählen. Beiträge zum Werk Uwe Timms*. Göttingen, Wallstein Verlag, 2007, 173-188.

KILB, Andreas. Wenn wir Toten fliegen. In: *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung*. Frankfurt, 31.08.2008.

LEAL, Joanne. ‘Berlin – still a devided city?’ – Ideological dualism in post-Wende fiction. In: *German as a foreign language* 1, 2003, 30-44. <http://www.gfl-journal.de/> (25.05.2009).

NEUHAUS, Stefan. *Revisionen des literarischen Kanons*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 2002.

SCHNEIDER, Peter. Ein armer, aggressiver Tropf – Der 2. Juni 1967 in neuem Licht. In: *Spiegel*. Hamburg, 25.05.2009, 22.

TIMM, Uwe. *Heißer Sommer*. München, DTV, 1998.

TIMM, Uwe. *Johannisnacht*. München, DTV, 1998.

TIMM, Uwe. *Rot*. Köln, Kiepenheuer & Witsch, 2001.

TIMM, Uwe. *Am Beispiel meines Bruders*. München, DTV, 2005.

TIMM, Uwe. *Der Freund und der Fremde*. München, DTV, 2007.

TIMM, Uwe. *Halbschatten*. Köln, Kiepenheuer & Witsch, 2008.